



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bauditz, Sophus: Die Komödie auf Kronborg : autorisierte Übersetzung von
Mathilde Mann : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

hat es schon für sich, das Sprichwort „Wer A sagt, muß auch B sagen“ mit dem altdeutschen Gerichtsverfahren in Verbindung zu setzen. Da nämlich nach der Rechtsterminologie des Mittelalters die Antwort des Beklagten, namentlich die verneinende (mit dem bestärkenden Eide im Gefolge), das „Besagen“ hieß (niederd. besaken oder versaken, später in „versagen“ entstellt), so mag wohl der Volkswitz die Rechtsregel, jeder Angeklagte müsse im Falle der Widerklage demselben Gericht als Antwortter „besagen,“ mit einem Wortspiele dahin gefaßt haben: „Wer A sagt (eigentlich: ansagt, anspricht), muß auch B sagen,“ d. h. „besagen.“ Kaum noch einem Zweifel unterliegt es endlich, daß die sprichwörtliche Beteuerung „Ein Mann, ein Wort“ einst nur den engeren juristischen Sinn gehabt hat, man dürfe das einmal vor Gericht gesprochne Wort nicht widerrufen, sodaß sie also mit einem kurzen Schlagworte den Grundsatz der sogenannten „Umwandelbarkeit des Wortes“ charakterisiert, worin uns die ganze Starrheit des ältern Prozeßformalismus am deutlichsten entgegentritt (vgl. das französische: „Parole uno foi volée ne peut être rapelée“). Gerade infolge dieser Anschauung, wonach Fehler in der Rede von den Parteien nicht mehr verbessert werden konnten, die natürlich eine große Gefahr für den des Wortes nicht sehr Kundigen in sich barg, machte sich allmählich eine — ursprünglich unzulässige — Vertretung im Worte durch dafür geschulte Personen notwendig. Man ließ darum später einen Fürsprecher (ahd. *kurisprecho*, *Fürsprech*, *Sprecher*, *Vorsprecher*, *Fürbringer*, *Fürleger*, *Redner*, *Vorredner*, *prolocutor* usw.) für sich reden, dessen Worte „die (vor Gericht mit erschienene) Partei unter gewissen Voraussetzungen zu desavouieren und zu verbessern berechtigt war“ (Brunner). Noch heute kennen die deutschen Schweizer einen „Fürsprech“ an Stelle unsers farblosen Rechtsanwalts oder Advokaten; einem andern „das Wort reden“ kann aber auch im Deutschen Reiche, und zwar auch außerhalb der Gerichtssäle, heute ein jeder, der zu dessen Gunsten eintreten will. Früher sagte man wohl auch statt dessen: „das Wort sprechen“ oder „halten,“ weshalb „Bürgerworthalter“ noch im neunzehnten Jahrhundert als Bezeichnung des Vorsitzenden der Stadtverordnetenversammlung in hannoverschen Städten vorkam und „der worthaltende Bürgermeister“ sogar noch jetzt als Amtsbenennung in Hamburg üblich ist.

(Schluß folgt)



Die Komödie auf Kronborg

Erzählung von Sophus Bauditz

Autorisierte Übersetzung von Mathilde Mann

(Fortsetzung)



Am nächsten Tage beantwortete Christence kaum Wills Morgengruß, und als er später in entschuldigendem und traurigem Ton begann: „Zugfer Elisabeth, zürnt Ihr noch immer? da antwortete sie kurz: „Ich heiße nicht Elisabeth! und verließ schnell das Zimmer.“

Will konnte jetzt übrigens, auf einen Stuhl gestützt, aus einem Zimmer in das andre gehn; er dachte auch daran, sich die Treppe hinab zu wagen, in die freie Luft hinaus, gab es aber wieder auf und setzte sich an einen Tisch vor dem offenen Fenster. Dort schrieb er eine Menge — keine Briefe —, strich aus und schrieb wieder, aber ehe Iver Kramme zum Mittagessen aus der Schule kam, hatte er das Papier zerrissen und die kleinen Fetzen im Winde flattern lassen.

Als sie bei Tische saßen, ertönte plötzlich aus der Richtung der Pferdewägen-

straße her lauter Lärm. Zver Kramme stürzte ans Fenster, wandte sich in die Stube zurück und rief:

Sie reiten hier vorbei! Kommt schnell her und seht!

Die Sommerjonne schien auf bunte Farben, auf Sammet und Seide, blitzende Ketten und perlengestickte Schabracken; blanke Harnische und funkelnde Spangen, goldne Dolche und goldne Sporen schimmerten. Musik — Hörner und Trompeten, Flöten und Pauken — vermischte sich mit dröhnenden Hufschlägen, mit Schwerterklirren und klapperndem Zaumzeug, mit lustigem Wiehern, mit Lachen und lautem Recken.

Es war König Frederik, der mit stattlichem Gefolge nach Frederiksberg ritt.

Den Zug eröffneten zwei Paukenschläger — wie alle andern zu Pferd —, dann folgten die Edelknaben, und dann der König. Er ritt einen prächtigen Schimmel, und gerade als er vor dem Kloster angelangt war, wandte er den Kopf und sah hinauf. — Zver Kramme verneigte sich tief und erhielt ein gnädiges Kopfnicken als Gegengruß.

Euer König ist ein Mann, sagte Will. Er sitzt wie angegossen im Sattel, und er trägt den Kopf frei über dem Tollentragen. Wer ist das, mit dem er jetzt redet?

Der König hatte sich umgewandt und winkte mit der Hand, und einer vom Gefolge war darauf an seine linke Seite geritten.

Das ist Preben Gyldestjerne, antwortete Zver Kramme.

Gyldestjern?

Nein, Gyldestjerne — Preben Gyldestjerne. Und der, mit dem Seine Majestät jetzt redet, ist Jörgen Rosenkrands vom Reichsrat — das sind zwei der vornehmsten Edelleute im Lande.

Die Musik verstummte, der König gab seinem Pferde die Sporen, alle taten dasselbe, und einen Augenblick später war der letzte Reiter um die Ecke verschwunden.

Aber drüben auf der andern Seite der Straße unter dem Kirschbaum stand Herr Johann und reckte den Hals nach den Davonziehenden — er hatte gedienert, gedienert, sodaß er schwitzte, und trocknete nun ganz atemlos die Stirn an seinem Armel ab.

Zver Kramme schüttelte den Kopf, als er ihn erblickte. — Mein guter Oheim ist seit vollen acht Tagen nicht hier gewesen, sagte er ganz bedenklich. Das ist noch niemals vorgekommen, so weit ich denken kann!

Trauert Ihr deswegen? fragte Will.

Und er ist trotzdem jeden Abend betrunken nach Hause gekommen, fuhr Zver Kramme fort, obwohl er, wie Jens aus sicherer Quelle wissen will, weder bei der Bierfrau noch im Ratskeller gewesen ist. Dann ist es wohl leider doch wahr, was sie vorgestern an der Schiffsbrücke erzählten!

Was war das?

Daß er seinen täglichen Gang ins Schloß hat.

Und wenn das so wäre, so wäre dabei doch kein Unglück?

Es wäre doch ein Unglück, wandte Zver Kramme eifrig ein. Denn er hat große Freundschaft mit der dicken Speisekammer=Dorthe in des Königs Küche geschlossen, und die traktiert ihn.

Ei ei!

Und wißt Ihr, was daraus resultieren kann?

Nein!

Wenn sie ihn so weit in ihre Netze locken kann, daß er ihr die Ehe verspricht — so erben Christence und ich nichts von dem guten Oheim, und das wäre eine große Kalamität!

Zver Kramme schüttelte abermals den Kopf, seufzte und setzte sich wieder an den Tisch, aber während der Mahlzeit wurde kein Wort mehr gesprochen.

Am Abend hielt sich Christence ganz für sich und ließ sich nicht mehr sehen, nachdem das Abendbrot aufgetragen war.

Kommt Cure Schwester nicht zu uns herein? fragte Will.

Sie ist schlechter Laune; weswegen, das weiß ich nicht, antwortete Zver Kramme. Aber es ist mir im Grunde nicht unlieb, daß wir allein sind, da ich etwas Sekretes mit Euch zu reden habe.

Auch ich wollte mit Euch reden.

Und worüber wohl?

Ja, seht Ihr, sagte Will, das wenige Geld, das ich von daheim mitgebracht habe, muß nun wohl drauf gegangen sein für alles, was ich Euch schulde, und obwohl sich mein Freund Thomas Bull, und zwar nicht nur er allein, sondern auch die andern guten Kameraden erboten haben, meinen Aufenthalt hier zu bezahlen, so lange ich selber nichts verdienen kann, so möchte ich doch andern nicht mehr als nötig zur Last fallen. Deswegen ist es meine Absicht, sobald ich meinen Fuß einigermaßen wieder ansetzen kann, nach England zurückzureisen, und ich würde Euch verbunden sein, wenn Ihr eine passende Schiffsgelegenheit erkunden wolltet.

Ihr dürft nicht reisen! rief Zver Kramme. Erst müßt Ihr wieder ganz gesund sein, und dann sollt Ihr mit den andern Musikanten zusammen agieren — ich habe eine schöne Rolle für Euch!

Davon kann für lange Zeiten keine Rede sein, das fühle ich nur zu gut, entgegnete Will traurig.

Macht gar nichts. Ihr könnt ohne Vergütung bei mir wohnen, so lange es Euch beliebt.

Das kann ich nicht annehmen!

Doch, das könnt Ihr! — Ihr könnt mir ja Curerseits eine Gefälligkeit erweisen!

Ich?

Ja! — Ihr wißt, ich habe eine Komödie von „Kain und Abel“ liegen.

Ja, das wußte Will.

Und nun bekannte Zver Kramme, daß es sein höchster Wunsch wäre, die englischen Schauspieler zu veranlassen, die Komödie vor Seiner Majestät dem König auf Kronborg zu spielen. Zver Kramme war ja allerdings der englischen Sprache einigermaßen mächtig, glaubte aber doch nicht, daß er imstande sei, das Stück zu übersetzen — deswegen schlug er Will vor, es zu tun, wenn er nämlich glaubte, daß er imstande sei, Reime zu finden, und er bat ihn, sich im übrigen dafür zu interessieren, daß es aufgeführt würde, dann sollte damit sein Aufenthalt bezahlt sein, bis er sich völlig wieder erholt hätte.

Will glaubte wohl, daß er Verse machen könne — auch welche mit Reimen —, er wolle gern das Verlangte übernehmen; und sobald er diese Erklärung gegeben hatte, las ihm Zver Kramme sofort „Kain und Abel“ von Anfang bis zu Ende vor, Zeile für Zeile vom Blatt übersetzend.

Sie hatten eine große Kanne Danziger Bier vor sich auf dem Tische stehn, und als Zver Kramme endlich mit seiner Komödie zu Ende gekommen war, war das Bier ausgetrunken, und die Uhr ging stark auf Elf.

* * *

Früh am nächsten Morgen machte sich Will an seine Arbeit; er setzte sich in das Zimmer nach dem Klostergarten hinaus und fing an, das Vorspiel zu übersetzen.

Es handelte davon, wie Kain schon in jungen Jahren Schelmenstreiche verübte und seinem Bruder Abel Früchte stahl, und dies sollte auf eine subtile Weise den Zuschauern die nützliche Moral einprägen, daß man mit den kleinen Sünden anfängt und dann mit den großen endet. Will verstand ja nicht dänisch — nur die Bedeutung einzelner Worte hatte er gelernt —, und Zver Kramme hatte deswegen eine kurze Inhaltsangabe der einzelnen Dialoge in englischer Sprache an den Rand geschrieben.

Will schrieb, und anfänglich ging es auch ganz fließend: die Worte kamen

von selber, und die Reime flossen ihm leicht aus der Feder. Amüsant fand er es aber nicht, und dann fiel sein Blick unglücklicherweise in den Fratergarten. Die Sonne schien dort unten zwischen Schlehndorn und Holunder, er konnte den Duft des Lavendels bis zu sich herauf verspüren — Rosen waren da auch —, und der Star saß auf dem Zweige des Apfelbaums und schaukelte sich — er mußte hinaus!

Er nahm seinen Hut, kroch die Treppe hinab und trat in den Klosterhof hinaus.

Wie herrlich war es doch, wieder einmal die frische Luft zu atmen, den blauen Himmel über sich zu haben und sich auf dem grünen Rasen auszustrecken!

Er lag lange dort unten, gegen einen eingesunknen Grabstein gelehnt, dachte an vieles und mancherlei — nur nicht an „Kain und Abel“ — und pflückte dann eine Rose, eine helle Moosrose, und einen Strauß Lavendel, ehe er wieder hinaufging.

In der Stubentür traf er Christence. Sie wollte ihm ausweichen, er aber faßte sie am Arm und sagte:

Jungfer! Verschmähet nicht diesen Strauß — ich war unten und habe ihn eigens für Euch gepflückt.

Christence hatte ihm sofort sanft ihren Arm entzogen und tat anfänglich, als wolle sie gar nicht anhören, was er sagte; aber sie besann sich doch so weit, daß sie die Blumen gleichgiltig annahm, einen kurzen Dank sagte und dann ging.

Sie war offenbar noch immer gekränkt.

Nach Tische machte sich Will abermals über „Kain und Abel“ her. Da hörte er Christence im Nebenzimmer kramen und sah durch die offene Tür, daß sie vor des Bruders Bücherbort stand. Sie nahm eins der großen Bücher heraus, öffnete es und schlug es wieder zu, worauf sie es vorsichtig wieder an seinen Platz stellte. Gleich darauf ging sie hinaus.

Will erhob sich, ging in das Nebenzimmer und nahm das Buch, das sie eben wieder hingestellt hatte, den Folianten ganz links in der Ecke — es war dieselbe lateinische Chronika, die Zver Kramme ihm schon einmal in die Hand gegeben hatte —, und wie er nun mit dem Buche dastand, sprang es von selber auf, denn zwischen seinen Blättern lagen die Rose und der Lavendelstrauß verborgen, die er Christence vorher gegeben hatte.

Will lächelte, und unwillkürlich fiel sein Auge auf die aufgeschlagenen Seiten des Buchs. Er las, zuerst halb geistesabwesend, dann eifriger und eifriger, immer weiter, und dann das Ganze noch einmal von vorn. Schließlich machte er mit Rotstift einen Strich an den Rand, da, wo er zu lesen angefangen hatte, und stellte die Chronik dann wieder auf das Bort.

Wieweit seid Ihr denn gekommen? fragte ihn Zver Kramme am Abend — er dachte natürlich nur an „Kain und Abel.“ — Hier, bis dahin — nicht weiter! — Und Ihr meint, der Sinn ist überall richtig getroffen, und Ihr habt auch die richtige Anzahl pedes? Ihr könnt sie an den Fingern abzählen, wißt Ihr, das tue ich immer.

Leset erst einmal hier, sagte Will, schlug die Chronika auf und reichte sie ihm — dabei fielen die Blumen heraus.

Aber was ist denn das? rief Zver Kramme ärgerlich. Hier ist ein Zeichen an den Rand gemacht — und wer legt Rosen in mein gutes Buch? — seht, da ist ein häßlicher Fleck auf den Text gekommen! — Christence! — Christence, hast du mir das angetan?

Christence kam herein und wurde röter als Rose und Fleck zusammen, als sie sah, daß ihr Geheimnis entdeckt sei. Sie entschuldigte sich jedoch nicht, nahm die Blumen schnell auf und ging hastig hinaus.

Den Strich mit dem Rotstift habe ich gemacht! sagte Will. Ihr müßt mir verzeihen, aber leset doch nur — von hier bis da hin!

Zver Kramme fing auch an zu lesen, als er aber ein paar Zeilen überflogen hatte, sah er vom Buch auf und sagte kühl:

Das ist ja nur die Geschichte von dem verrückten Prinzen Amlet — die kenne ich sehr gut.

Aber das ist ein besserer Stoff für ein Schauspiel als die Geschichte von „Kain und Abel“!

Die! Was wollt Ihr damit sagen?

Aber seht Ihr denn nicht, was für eine Tragödie hier verborgen liegt! rief Will.

Tragödie? — Das ist ja lauter heidnisches Gewäsch!

Heidnisch oder nicht heidnisch, es ist eine herrliche Erzählung! Der Prinz, der sich wahnsinnig stellt, um seinen Vater zu rächen, und unter dem Schein der Tollheit die tiefstinnigsten Worte sagt, das kann ja ein prächtiges Schauspiel geben! Benutzt die Historie so, wie sie ist, schreibt eine Tragödie darüber!

Ich? — Nein! Es würde sich auch schlecht geziemen, Seiner allergnädigsten Majestät dem König mit einer Komödie über einen seiner hohen Vorfahren aufzuwarten, der den Verrückten spielt — nein, das geht nicht.

Sa, man muß mehr hineinlegen, fuhr Will fort. Der Prinz muß lieben — die Liebe gehört in jedes Schauspiel —, aber gebt dem dänischen Prinzen nur eine unglückliche Liebe — oder eine Liebe, die Unglück bringt —, dann schafft Ihr eine große Tragödie!

Meint Ihr wirklich? Ja vielleicht — aber ich will mich doch lieber an „Kain und Abel“ halten.

Und dann stellte Iver Kramme den Saxo wieder an seinen alten Platz auf das Bort — betrachtete jedoch vorher noch einmal mit Betrübniß das rote Zeichen und den argen Fleck, denn er war äußerst sorgsam mit seinen Büchern —, und dann machten er und Will sich wieder an die Übersetzung des Vorspiels.

* * *

Herrn Johans Kirschen waren jetzt reif. Rot und golden wie Paradiesäpfel schimmerten sie lustig zwischen dem Laub; Stare und Spagen hielten ganz offen ihren Schmaus in den Zweigen, Jens Tunbo im geheimen.

Will saß am Fenster und übersehte und reimte; da sah er Herrn Johann heraus in seinen Garten kommen.

Der Alte sah in die Krone hinauf: da hingen abgefressene Kerne und grinsten ihn an; er sah hinunter um den Stamm herum: da lagen auch blanke Kirschkerne. Da schüttelte er den Kopf, stellte sich auf die Zehen und sah über den Bretterzaun auf die Straße hinaus, erst nach rechts, dann nach links, als erwarte er, daß sich der Kirschendieb zeigen würde, aber es kam keiner, und er ging wieder ins Haus.

Um die Mittagszeit kam er zu seinem Brudersohn heraufgestolpert.

Iver, Iver, begann er, dein armer Dheim ist jetzt nicht viel mehr wert als ein armer Altenteiler, ein elender Bettler — ich bin arm wie Job, aber keusch wie Joseph! Ach, daß es so weit mit mir kommen mußte! — Hast du übrigens gesehen, wie Seine Majestät der König, neulich, als er nach Fredensborg ritt, mir zunicke und mit der Hand winkte? — Nicht? Ja, das hat er getan. Er weiß es noch ganz genau, daß ich, als wir Meldorf berannten, vor seinen Augen zwei große Dithmarschen im Zweikampf tötete — den Anblick vergißt Seine Majestät nicht, wie alt er auch wird! — Aber weißt du auch, was ich weiß?

Nein, das wußte Iver Kramme nicht.

Ich weiß etwas, was du nicht weißt, und du weißt etwas, was ich nicht weiß.

Iver Kramme erklärte, so früh am Tage könne er noch keine Rätsel raten.

Iver, Iver, fuhr der Alte fort, du weißt nicht, daß dein armer Dheim mit durchlöchernten Schuhen gehn muß, aber das weiß ich; du dagegen weißt — und leider weiß ich es nicht —, ob dein Dheim wieder als ehrlicher Kriegermann mit heißen Sohlen wird gehn können!

Wollt Ihr nicht einen Krug Bier trinken? fragte Iver Kramme, in der Hoffnung, so den Sturm zu beschwören.

Nein, ich vertrage zur Zeit keinen Trunk, lautete die Antwort. Ich habe der Welt entsagt und bin volle acht Tage weder bei der Bierfrau noch im Ratskeller gewesen. Ich falle ab, ich bin so eingeschrumpft wie ein Borsdorfer um die Pfingstzeit — aber heile Schuhe an den Füßen muß ich haben, und wenn du mir nicht mit ein paar Mark unter die Arme greifen willst, so lasse ich das Becken vor die Kirchentür stellen.

Ich habe ein Paar Schuhe, die ich nur an Sonn- und Festtagen gebraucht habe, und die ganz heil sind, sagte Iver Kramme. Vielleicht kann der Oheim die gebrauchen?

Herr Johann schüttelte überlegen den Kopf. Iver, Iver, du redest, wie dein Verstand es dir eingibt! Da gehn ja zwei, drei von deinen Schulmeisterfüßen in einen von meinen Schuhen — sieh doch selbst und verhöhne deinen armen alten Oheim nicht, der dich mit seinen kargen Mitteln hat studieren lassen!

Iver Kramme seufzte, holte einen Beutel aus dem Wandschrank und zählte dem Oheim zwei Markstücke hin.

Herr Johann nahm sie, steckte sie schleunigst in die Hosentasche und sagte:

Ich sage dir Dank, Iver! Jetzt kann ich mich doch wieder mit heilen Schuhen sehen lassen — freilich ohne Schnallen, denn dazu langt es nicht. — Gott befohlen, liebe Kinder!

Die Unterhaltung war ausschließlich auf dänisch geführt worden, aber Will hatte trotzdem — dank Herrn Johanns eifrigem Gestikulieren — ihrem Gang vollständig folgen können, und sobald der Alte glücklich zur Tür hinaus war, lachte er und sagte:

Der kauft Selt und keine Schuhe für das Geld!

Wenn er es nur täte! entgegnete Iver Kramme.

Und warum das?

Ja, denn da wüßte ich, daß er sein Getränk nicht von Dorthen auf dem Schloß bekäme!

Will tat nun freilich Herrn Johann Unrecht. Eine Stunde später sah er nämlich vom Fenster aus den Alten mit ein Paar mächtigen neuen Schuhen in der Hand nach Hause kommen. Unter dem Beislag zog er sie an, hängte die alten an einen Nagel unter dem Dachfirst und machte sich daran, den Boden unter dem Kirschbaum sorgfältig zu säubern. Dann holte er eine Harke aus dem Hause und harkte so lange um den Baumstamm herum, bis die Erde so fein und weich war wie ein Sammetteppich: die leiseste Spur konnte man darin erkennen, wenn sich jemand da hinein wagen sollte.

Dann schnallte Herr Johann seinen Degen um den Leib und wanderte in den neuen Schuhen der Stadt zu.

* * *

Am Nachmittag, als die Schule aus und alles auf der Straße still war, sah Will oben von seinem Fenster aus Jens Tunbo sich vorsichtig an Herrn Johanns Haus hinanschleichen. Der Junge war schon im Begriff, über den Bretterzaun zu klettern, als ihn Will anrief und ihn durch Zeichen und Gebärden aufmerksam machte, daß unter dem Baum geharkt worden war; dann zeigte er ihm Herrn Johanns Schuhe, die unter dem Dachfirst hingen, und machte ihm begreiflich, daß er sie anziehen und sich erst dann dem Baum mit der verbotenen Frucht nähern solle.

Jens lachte verständnisvoll über das ganze Gesicht, zog die durchlöchernten Riesenschuhe an und sorgte dafür, recht deutliche Spuren damit in dem weichen Grunde zu hinterlassen. Einen Augenblick später saß er oben im Baum, wohlverborgen vor aller Augen, und arbeitete so fleißig, sodaß die Steine nur so herabhagelten.

Aber undankbar war Jens Tunbo nicht; denn eine halbe Stunde später brachte er Will in aller Heimlichkeit eine ganze Mütze voll der schönsten Kirschen.

Iver Kramme war unten an der Schiffsbrücke, Christence war in ihrer Kammer.

Jungfer! rief Will. Jungfer Elisabeth! wagte er zu sagen, und Christence kam. Er bot ihr von den Früchten an, sie setzte sich auch, wengleich zögernd, und nahm ein paar Kirrschen.

Die habe ich gepflückt! sagte Will.

Ihr?

Ja ich habe sie eigentlich nicht selber gepflückt, aber ich habe einen unsichtbaren Kobold, der mir zur Hand geht und mir alles bringt, was ich wünsche. — Eßt nur, Jungfer, das wenigstens weiß ich, vergiftet sind die Kirrschen nicht!

Nicht so wie die, die Düveke geschickt wurden, und von denen sie den Tod hatte? fragte Christence mit leichtem Lächeln.

Düveke?

Ja, König Christians Geliebte. Es heißt, daß sie hier begraben sei, entweder unter dem grauen Stein in dem nördlichen Kreuzgang oder in einer Ecke des Klosterhofs, aber niemand weiß es genau.

Was verursachte denn ihren Tod?

Ihr hört es ja: es waren vergiftete Kirrschen.

Was aber war die Ursache, daß man sie ihr sandte?

Wohl ihre Liebeshändel, wie man sagt.

Ja, die Liebe ist entweder das größte Glück oder das größte Unglück, das einem Menschen begegnen kann, sagte Will. — Oder wohl im Grunde etwas von beiden, fügte er hinzu. Und die Liebe ist immer jung, niemals alt genug, daß sie weiß, was Gewissen ist, und wenn ein junger Mann erst gebunden ist, so —

Seid Ihr gebunden? fragte Christence.

Ja, Jungfer — ich bin gebunden!

Christence sah nieder — sie wagte nicht aufzusehen —, und ihre Hand zitterte ein wenig, als sie sie wieder nach einer Kirrsche ausstreckte — es war die letzte, die übrig war.

Ohne etwas dabei zu denken nahm sie den Stengel in den Mund, hielt ihn zwischen den Zähnen fest und ließ die Kirrsche ein paarmal auf und niederwippen.

Als Will das sah, sagte er:

Elisabeth! Jetzt kommt meine Lippe als demütiger Pilgrim und bittet um Ablass für ihre Sünden. Meine Lippe hat gesündigt, nicht meine Augen, denn das Auge muß sehen, was ihm Schönes begegnet — vergebt also meiner kühnen Lippe!

Und Will pflückte die letzte Kirrsche von Christencens Lippen, ihre Münde begegneten sich, und man kann nicht gut wissen, was noch weiter geschehn wäre, wenn sich nicht Iver Kramme zu sehr günstiger und sehr ungelegner Stunde in diesem Augenblick auf der Treppe hätte hören lassen.

* * *

Als Will, Iver Kramme und Christence am nächsten Morgen bei ihrem Bier und Brot saßen, kam Herr Johann hereingestolpert, ohne Hut, ohne Degen und ganz verwirrt.

Es währte eine Weile, ehe jemand recht begriff, was er auf dem Herzen hatte, endlich aber kam es heraus, daß als er ausgeschlafen hatte und nun nachsehen wollte, ob in dem weichen Erdboden unter dem Kirschbaum Spuren von Dieben zu sehen wären, es sich herausgestellt hätte, daß die Spuren — denn Spuren waren da — seine eignen sein mußten, seine und keines andern. Jeder Zweifel war ausgeschlossen, denn niemand in ganz Helsingör paßten seine Schuhe. Und nun war er ganz außer sich vor Furcht und Angst, denn da er ganz genau wußte, daß er keinen Fuß in den Garten gesetzt hätte, nachdem er um den Baum herumgeharkt hatte, mußte er ja entweder im Schlafe gewandelt sein — und das hatte er noch niemals getan —, oder was noch schlimmer war: es mußte sein Doppelgänger gewesen sein, einer, mit dem der Satan sein Spiel in jemand's eignen Gestalt trieb, so wie er es da unten in den Ländern am Mittelländischen Meer gehört hatte.

Zver Kramme schüttelte bedenklich den Kopf und bekreuzigte sich, Will aber fragte nur:

Wart Ihr denn nicht gestern Abend berauscht, als Ihr nach Hause kamt?

Freilich, ganz nüchtern war Herr Johann ja allerdings nicht gewesen.

Dann seid Ihr nicht im Schlaf gewandelt, sagte Will, wie auch der Böse nicht sein Spiel mit Euch getrieben hat, sondern Ihr habt in unmäßiger Trunkenheit Eure eignen Kirichen gestohlen!

Davon weiß ich aber nichts mehr! sagte Herr Johann ein wenig unsicher.

Wißt Ihr denn etwa noch, wie Ihr nach Hause gekommen seid — wem Ihr unterwegs begegnet seid und all dergleichen?

Nein, das wußte Herr Johann nicht.

Da könnt Ihr selber sehen!

Herr Johann saß einige Augenblicke da und besann sich. Dann glitt ein seliges Lächeln über sein rotes Gesicht, er erhob sich, reichte Will die Hand und sagte:

Habt Dank, junger Mann! Ihr habt mir einen schweren Zweifel von der Seele genommen, denn man hat ja nicht immer ein Leben geführt, wie man es hätte tun sollen, und zuweilen kommen die Anfechtungen über einen! — Freilich war ich gestern Abend berauscht, und jetzt, wo Ihr es sagt, glaube ich auch, mich erinnern zu können, daß ich selbst in den Baum hinaufgeklettert bin — ja, das habe ich getan! Wenn ich ein paar von des Königs Romané im Leibe habe, bin ich so geschmeidig wie ein Wiesel! — Gott befohlen, liebe Kinder!

Damit ging der Alte, und gleich darauf sagte Will zu Zver Kramme:

Jetzt hört! Ich habe mir die Sache genau überlegt, aber es geht nicht mit „Kain und Abel,“ so wie es jetzt ist!

Nicht? fragte Zver Kramme bestürzt.

Nein! Wir müssen uns als Anfang für das Stück etwas Lustiges ausdenken, das Lustige und das Tragische muß miteinander vermischt werden!

Haltet Ihr es für notwendig, einen Teufel oder eine Teufelin einzuführen?

Nein, das ist zu altmodisch! — Aber es braucht auch gar nichts Biblisches zu sein.

Nichts Biblisches?

Nein, das ist nicht mehr Mode.

Soll es auch kein Brudermord sein? fragte Zver Kramme kläglich.

Doch, gewiß!

Und die subtile Moral?

Die behalten wir bei. — Seht: das Vorspiel handelt von den beiden Brüdern als Kindern. Der Vater hat ihnen verboten, von seinem Kirschbaum zu pflücken, und um zu sehen, ob sie sein Verbot einhalten, harkt er ganz fein um den Baum herum, sodaß man leicht sehen kann, ob jemand darunter gegangen ist — versteht Ihr das? Aber der böse Bruder — der, der später der Mörder wird —, der zieht in seiner großen Verderbtheit die Schuhe des Vaters an, und als der Vater dann hinterher die Spuren mißt, findet er sein eignes Maß und hegt keinen Verdacht gegen den Sohn. — Darüber werden die Leute lachen!

Meint Ihr?

Ja, unbedingt! — Und das ganze Vorspiel soll als Pantomime agiert werden, nur mit Gesten — das wird die größte Wirkung haben.

Nur mit Gesten? Aber alle die guten Verse mit den vielen, vielen Reimen?

Wenn Ihr das Stück einmal drucken laßt, könnt Ihr die Verse ja mitdrucken lassen!

Ja, das kann ich ja tun, entgegnete Zver Kramme einigermaßen getröstet. Aber was weiter?

Im übrigen geht die Komödie ihren Gang, nur daß es nicht Kain und Abel sind, die hier agieren, sondern weltliche Personen. Der böse Bruder — der nicht rechtzeitig gezüchtigt wurde — tötet seinen Bruder um eines Weibes willen: es ist immer um eines Weibes willen, daß ein Mann getötet wird!

Nein — nein, das gefällt mir gar nicht, erklärte Iver Kramme sehr bestimmt. Dann laßt ihn lieber um Geldes willen getötet werden — wie es meinem Vater selig geschah!

Euerm Vater?

Ja! Er war ein wohlangesehener und bemittelter Mann hier in Helsingör, der sein eignes großes steinernes Haus in der Strandstraße hatte. Das verkaufte er an Jens Oluffen in Esrom, und eines Morgens ging er zu ihm — ganz allein, nur von unserm großen schwarzbunten Hund Snelle begleitet, der mit großer Treue an ihm hing. Und in Esrom war er auch gewesen, und das Geld für das Haus hatte er bekommen, denn seine Quittung dafür war da — aber am Tage darauf, am Abend — es war ein fürchterliches Unwetter mit Sturm und Donner gewesen — da fand der Postreiter meinen Vater hinter einem Holzstoß im Teglstreper Gehege, zwischen dem Schwarzen See und der Landstraße, jammervoll ermordet liegen. Ein dicker, blutiger Baumast lag neben ihm — damit hatten sie ihn totgeschlagen — und Snelle war auch umgebracht: der hat seinen guten Herrn wohl so lange verteidigt, wie er konnte —, und alles Geld war meinem Vater geraubt — es war ein schwerer Verlust!

Aber das ist ja ganz herrlich! rief Will. Der Hund, der sein Leben für seinen Herrn läßt, es kann gar nicht besser sein! Das benutzen wir! George Bryan soll den Hund spielen — er bellt so natürlich, wie es nur ein Rötter kann; wir haben ein schwarzes Bärenfell aus England mitgebracht, das kann er überziehen. Thomas Bull soll der Bruder sein, der ermordet wird — um einer Frau oder um Geldes willen — es wird ganz tragisch wirken!

Iver Kramme wand sich doch noch eine Weile. Die Komödie, klagte er, ist ja gar nicht die meine!

Freilich ist sie die Eure! erklärte Will. Wessen sonst etwa? Ich habe ja nichts weiter getan, als daß ich sie ein wenig alamodisch gemacht habe!

Ja, das ist wahr, weiter habt Ihr ja auch nichts getan. — Ich habe Euch ja auch selbst von meines Vaters jammervollem Tode erzählt. Und der Brudermord und die schöne Moral, das ist —

Ja, das ist alles von Euch — ich schreibe es ja nur für Euch auf Englisch nieder!

So ging denn Iver Kramme vollkommen beruhigt in seine Schule hinab — er kam an diesem Morgen übrigens eine halbe Stunde zu spät —, und Will ging auch hinunter, ging durch den nördlichen Kreuzgang über „Düvekens Stein“ und in den Klosterhof hinaus.

Dort ließ er sich von der Sonne wärmen und lauschte fröhlich dem Vogelgesang. Er lachte laut auf über seinen Einfall, das Vorspiel in eine lustige Pantomime zu verwandeln und sich dadurch von den vielen Versen zu befreien; darauf versank er in Gedanken — in Gedanken an die Heimat —, dann dachte er daran, wie schön Christence an diesem Morgen gewesen sei, und wie lieblich ihr Gesang geklungen habe — dachte auch daran, daß die Geschichte von Prinz Hamlet — oder Amlet, hatte es ja wohl in der Chronik gestanden — ein weit besseres Schauspiel geben könne als Iver Krammes Brudermord —, und dann, ja, dann schlummerte er ein wenig und ging erst um die Mittagszeit wieder hinauf.

Am Nachmittag kam Bull. Er und die andern Musikanten waren wieder mit dem König aus Frederiksborg zurückgekehrt, Bull aber war äußerst niedergeschlagen, denn während er weg gewesen war, hatte der Bräutigam seiner Elisabeth, dieser verfluchte Voltum, offenbar die Gelegenheit ausgenutzt, und Elisabeth schien jetzt Bull gegenüber ganz kühl zu sein.

Schlag dir diese Liebe aus dem Kopf! riet ihm Will. Sie macht dich ja noch ganz verrückt!

Christence kam mit einem Trank für sie herein, ihre und Wills Augen begegneten sich, Bull sah es, und als sie wieder hinausgegangen war, sagte er:

Du hast gut andern predigen — du bist ja selbst verliebt!

Ich? rief Will lachend. Keine Spur! Nur ein wenig Tändelei und Spielerei: ein Händedruck, eine Blume, ein gutes Wort — ich gebe nicht mehr, als ich habe.

Und sie? fragte Will.

Christence? Mit der steht es ebenso wie mit mir, antwortete Will.

Will fing jetzt an, sich im Freien zu bewegen, und zwar nicht nur im Fratergarten sondern auch in den nahen Stadtteilen; ein paarmal am Tage machte er einen kleinen Streifzug, es ging langsam, aber es ging doch.

Im übrigen war seine Stimmung wie das Wetter im April: er konnte mit Christence scherzen und ausgelassen sein wie ein großes Kind, und er konnte von dem schwärzesten Mißmut geplagt werden. Das war namentlich eines Tags der Fall, als ihm durch einen Schiffer aus Gravesend ein Brief, wahrscheinlich aus der Heimat gebracht worden war; denn der versetzte ihn in tiefe Schwermut, er saß, nachdem er ihn gelesen hatte, lange in Gedanken versunken da und zerriß ihn schließlich in viele kleine Stücke, aber von wem die Nachrichten kamen, und worauf sie hinausgingen, davon sagte er seinen Hausgenossen nichts.

Im übrigen arbeitete er getreulich an der Übersetzung der Komödie — er und Iver Kramme hatten sich dahin geeinigt, sie „Agathon und Katakophon oder der greuliche Brudermord“ zu nennen, und sie wurde denn auch endlich fertig.

Das pantomimische Vorspiel machte ja keine Schwierigkeiten, und nach allerlei Bedenken war Iver Kramme schließlich auch darauf eingegangen, daß beide Brüder dieselbe Frau, Eucharis, lieben sollten, sie aber liebte nur Agathon, den guten Bruder. Beiden Brüdern wurde nach des Vaters Tode ihr Erbteil ausbezahlt, aber Katakophon, der böse Bruder, verschwendete gleich das seine mit Trinken und Würfelspiel. Und dann zog Agathon auf eine lange Reise aus, allein von seinem treuen Hund begleitet, und zuvor nahm er bewegt Abschied von Eucharis; als er aber in einem fremden Lande angelangt war, wurde er von Katakophon in einem Walde eingeholt, und dieser erschlug erst den Hund und dann den Bruder, worauf er ihn ausplünderte und ihm alles nahm, was er mit sich führte. Und dann kam, was für Iver Kramme das Wichtigste in der ganzen Komödie war: der moralische Schluß. Katakophon wird von zwei Henkersknechten ergriffen und nach der Richtstatt geführt, und der Richter hält eine lange Parentation an ihn über die Sünde, die in der Kindheit mit Kleinem beginne und im Mannesalter mit Großem ende, worauf Katakophon auf seine Kniee fällt, freimüthig seine Reue bekennt und dann mit einem Schwert hingerichtet wird.

Groß war übrigens Iver Krammes Entsetzen gewesen, als Will, gerade als er fast mit dem letzten Reim in der Rede des Richters fertig war, plötzlich die Feder hingelegt und gejagt hatte:

Es wäre doch weit besser gewesen, wenn man die Brüder zu alten Männern — zu königlichen Personen gemacht hätte —, und wenn man dann den Sohn des Gemordeten seinen Vater hätte rächen lassen — er hätte sich erst wahnsinnig stellen müssen, daß niemand Unrat merkte, und dann den Mörder töten.

Hierauf hatte Iver Kramme ganz ärgerlich geantwortet:

An alledem ist nur Christence Schuld! Hätte sie nicht so unbesonnen die Blumen in Saxonis Chronika gelegt, so hätte weder mein gutes Buch den bösen roten Fleck bekommen, noch hättet Ihr Eure Gedanken dem törichten Prinzen Amlet zugewandt! Nein, Königsmord ist ein vermessenes Ding, sogar in einem Schauspiel.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Amerikanische Arbeitsmethoden. Von allen Gefahren, die unsre Zukunft bedrohen, erscheint die amerikanische als eine der nächsten und bedeutendsten. Das greisenhafte Europa wird hart bedrängt von der nur zu rasch gewachsenen Entfelin und muß über kurz oder lang im wirtschaftlichen Kampf unterliegen, wenn es nicht alle Kräfte anspannt. Die Schilderungen des Geheimrats Goldberger über seine amerikanischen Eindrücke sind in unser aller Gedächtnis. Sie haben den weitesten Kreisen ein anschauliches Bild von dem Lande der tatsächlich unbegrenzten Möglichkeiten gegeben, und ihr Verfasser kann mit Recht das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, das Verständnis für diesen wirtschaftlichen Riesenbau kräftig gefördert zu haben. Augenblicklich zeigt allerdings die schwere Krisis in Wallstreet, daß viele amerikanische Unternehmungen überkapitalisiert sind, und daß also der wirtschaftliche Aufschwung der Union zeitweise hat ins Stocken geraten müssen. Sobald aber die Schwierigkeiten in Wallstreet gehoben sein werden, und das ist bei der glänzenden wirtschaftlichen Lage des gesamten Westens und der guten Weizenernte sehr wahrscheinlich, werden wir Zeugen davon sein, wie die Yankee mit frischen Kräften ihren Eroberungsfeldzug auf dem Weltmarkt fortsetzen. Sorgen wir also dafür, daß uns dieser Kampf nicht ungerüstet finde, und beherzigen wir bei der Wahl unsrer Waffen die alte Regel, daß man das Gute da nehmen muß, wo man es antrifft. Die moderne Kriegskunst hat das seltsame Ergebnis gezeitigt, daß die jetzigen Heere in ihren Waffen und in ihrer Ausrüstung nur in geringfügigen Einzelheiten voneinander abweichen. Sobald in einem Heere eine bessere Bewaffnung eingeführt wird, sehen wir, wie die andern Armeeverwaltungen in kürzester Zeit nachfolgen. Genau so muß es auch auf wirtschaftlichem Gebiete sein. Wirtschaftliche Waffen, die sich bewähren, müssen sofort auch von uns angenommen werden, denn sonst werden wir trotz unsrer besserer Schulbildung und unsrer unzweifelhaft überlegenen Kultur und Moral durch technische Mittel bezwungen in einem Kampfe, der sonst alle Chancen des Erfolges auf unsrer Seite bietet. Je eifriger wir also die Arbeitsmethoden unsrer Handelskonkurrenten studieren und praktisch anwenden, desto sicherer können wir sein, von ihnen nicht überflügelt zu werden, sondern ihnen immer hart an den Gurten zu bleiben.

Amerika ist nicht konservativ und hat keine Vorurteile. Geld zu verdienen ist dort fast der einzige Zweck des Lebens. Alles, was dazu führt, wird benutzt und angewandt. Kein Yankee fragt danach, ob sich eine Sache seit zwanzig Jahren bewährt hat, und ob sie solid ist. Das einzige, was ihn interessiert, ist, ob er sicher ist, die Sache mit einem möglichst großen Gewinn verkaufen zu können. Deshalb ist er anpassungsfähig im höchsten Maße. Während wir es als Charakterschwäche bezeichnen, wenn der Deutsche im Auslande schnell fremdes Wesen annimmt, gilt in Amerika die adaptiveness als die wichtigste Eigenschaft jedes Geschäftsmanns. Mit peinlichster Sorgfalt wird die Form des Preisangebots so gewählt, daß alle Eigenschaften des zu gewinnenden Kunden berücksichtigt werden. Der Amerikaner versendet elegant ausgestattete Kataloge in der Sprache des Kunden, gibt seine Preise frei Hafen oder Bahnstation auf und gibt das genaue Gewicht der Waren an. Der Empfänger kann also durch Hinzurechnen des Frachtsatzes und der Zölle den Einstandspreis der Ware ausrechnen. Bei deutschen Waren dagegen ruhen in der Regel noch Vorfracht und hunderterlei verschiedene Unkosten darauf, die nicht einmal einem mit den Verhältnissen genau vertrauten Kaufmann eine ungefähre Kalkulation möglich machen. Außer den Katalogen versenden die Amerikaner oft wertvolle und übersichtlich angeordnete Muster, für die nichts berechnet wird. Der Deutsche verdirbt sich dagegen durch Kleinlichkeit und Pedanterie vielfach von vornherein das Geschäft. Sogar das kleinste Muster wird berechnet, und der Exporteur schlägt außer Unkosten auch noch Kommission darauf. Hat nun bei einer solchen kostspieligen Muster- sendung

der Abnehmer wirklich verschiedene Artikel gefunden, wünscht aber diese oder jene kleine Änderung, so verlangt der deutsche Fabrikant mehr, während der amerikanische regelmäßig für kleine Abänderungen keine Preiserhöhung eintreten läßt.

Außerordentlich wirksam sind auch die geschickten Reklamen und die musterhaften Fachzeitschriften der Amerikaner. Für europäische Begriffe fabelhafte Summen werden hierfür von ihnen ausgegeben, und fast immer entspricht der Erfolg dem beabsichtigten Zweck. Viele bis dahin in einem Lande ganz unbekannte amerikanische Artikel finden plötzlich eine allgemeine Verbreitung. Forscht man nach dem Grunde dieser auffallenden Erscheinung, so erfährt man, daß alle Bestellungen direkt bei den amerikanischen Fabrikanten auf Grund eines Artikels in einer amerikanischen Fachzeitschrift erfolgt sind. Diese Fachblätter werden entweder in Englisch oder in der Sprache des betreffenden Landes, in elegantester Ausstattung, mit photographischen Abbildungen, genauer, auch für den Laien verständlicher Beschreibung der praktischen Anwendung, Angabe der Kosten und Mitteilung der Bezugsquellen veröffentlicht. Kein Wunder, daß sie größern Erfolg in der Gewinnung neuer Kunden für die heimische Industrie haben als unsre zwar wissenschaftlich viel höher stehenden, aber für das große Publikum so gut wie unverständlichen Zeitschriften, die keiner lesen wird, der nicht Sachmann auf dem Gebiete ist. Der Amerikaner hat eben immer nur das Ziel im Auge, mit allen Mitteln darauf hinzuwirken, daß seine Artikel überall in der Welt bekannt werden, und scheut dabei keine Kosten, denn er weiß, daß er ein sicheres und dauernd gewinnbringendes Geschäft macht, sobald es ihm gelungen ist, das Publikum auf seine Ware aufmerksam zu machen. In Amerika gibt es jetzt Handelsschulen, auf denen nicht nur doppelte Buchführung und kaufmännisches Rechnen, sondern vor allem auch die Reklamewissenschaft gelehrt wird. Der Amerikaner beschränkt sich aber nicht nur darauf, selbst in jeder Weise für seine Waren Reklame zu machen, sondern er autorisiert alle Großabnehmer in fremden Ländern, alle Mittel und Wege zu versuchen, seine Sachen bekannt zu machen. Die größten Summen werden hierbei in der bereitwilligsten Weise zur Verfügung gestellt, und alle irgend wie gewünschten sogenannten Reklameartikel ohne Kostenberechnung übersandt. Ein deutscher Fabrikant oder Kaufmann, der es wagen würde, so vorzugehen, würde aber nur zu bald in den Ruf eines waghalsigen und unlautern Wettbewerbs treibenden Mannes kommen, obgleich die Reklame an sich nicht unehrenhaft und auch nicht unsolide, sondern allein ein Kampfmittel im modernen Konkurrenzkampfe ist, wie jedes andre.

Jeder Stillstand ist aber heute zugleich ein Rückschritt, und jeder Kaufmann, der jetzt noch mit derselben Arbeitsmethode auskommen zu können glaubt, die vor zehn Jahren vielleicht noch gut und erfolgreich war, wird in seinem Geschäfte zurückgehn, auch wenn er im Augenblick finanziell noch so glänzend dasteht. Das gilt in besonderm Maße auch von der eigensinnigen Beibehaltung des Zwischenhandels durch den Kommissionär. Es ist allerdings bequemer und weniger nervenaufreibend, alle oder doch die meisten Geschäfte mit einem persönlich bekannten, der einheimischen Rechtsperson unterworfenen Kommissionär abzuschließen, aber die Preiserhöhung, die dadurch notwendigerweise für die verhandelten Waren entsteht, ist nicht nur unwirtschaftlich, sondern direkt hindernd geworden für ein sieghaftes Bestehen des Konkurrenzkampfes mit Gegnern, die ohne Skrupel direkt an die Konsumenten verkaufen. Der alte deutsche Kommissionär hat sich überlebt und gehört mit seinen frühern Verdiensten der Geschichte an. In den Vereinigten Staaten existiert er im Sinne der alten Tradition schon lange nicht mehr. Gewiß gibt es einige Ausnahmeartikel, die vorteilhaft durch einen Mittelsmann eingekauft und verkauft werden, und die Tätigkeit eines solchen „Exportkommissionärs“ kann für seine Kunden nützlich sein, wenn er sich damit begnügt, seine feste Kommission zu verdienen, anstatt, wie das oft der Fall zu sein pflegt, von zwei Seiten — vom Fabrikanten und vom Auftraggeber — seine Prozente einzuziehen und überdies noch am Preise zu schneiden, indem den beiden Kontrahenten verschiedene Preise angegeben werden. Die meisten Artikel

des Weltmarkts vertragen es aber wegen ihres auf die billigste Basis gesunkenen Einstandspreises überhaupt nicht, daß der Zwischenhandel sie verteuert. Alle Produkte des Maschinenbaues werden mehr und mehr darauf angewiesen sein, ihren Weg direkt vom Fabrikanten zum Konsumenten zu finden, durch Vermittlung sachverständiger Reisender oder im Lande domizilierter Spezialvertreter. Es gibt zwar auch in Deutschland einige Fabrikanten, die direkt mit ihren Konsumenten arbeiten, aber lange nicht in dem Umfange wie in den Vereinigten Staaten, wo das die Regel ist.

Sehr gute Erfolge hat auch die amerikanische Art gezeitigt, Länder, die man wirtschaftlich erobern will, durch große Gesellschaften mit bedeutendem Kapital zu bearbeiten. Oft werden in dem fremden Lande selbst bedeutende amerikanische Sozietäten gegründet, ganz als ob es sich um eine Gründung im eignen Lande handelte, und nur die untergeordneten Stellen werden durch Eingeborne mit billigen Löhnen besetzt. Die deutschen Unternehmer treten dagegen noch immer, von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen, vereinzelt und persönlich in überseeischen Ländern auf und können deshalb schon jetzt an vielen Orten nicht mehr erfolgreich gegen den Wettbewerb des übermächtigen amerikanischen Kapitals ankämpfen. Der deutsche Kaufmann wagt sich niemals an Unternehmungen heran, die nicht von vornherein eine gewisse Sicherheit bieten, während sich die Amerikaner oft an Sachen beteiligen, deren Erfolg unsicher ist oder doch erst nach jahrelangem ruhigem Warten eintritt. Alles irgendwie in Deutschland entbehrliche Kapital sollte aber mit echtem hanseatischen Wagemut in überseeischen Ländern angelegt werden, denn es gilt jetzt, in diesen nicht nur unsere politische, sondern vor allem unsere wirtschaftliche Stellung mit allen Mitteln zu verteidigen. Der deutsche Geschäftsmann beschränkt sich auf rein kaufmännische Operationen und steckt nur selten sein Geld in überseeische industrielle Betriebe, Minenunternehmungen oder Landwirtschaftsgesellschaften. Deshalb können wir täglich die traurige Erscheinung beobachten, daß sich deutsche Männer sogar dort, wo es ihnen nach hartem Kampf gelungen ist, Fuß zu fassen, auf die Dauer nicht behaupten können, weil keine deutschen Kapitalien hinter ihnen stehen, mit deren Hilfe sie ihren Besitz bewahren könnten.

Andre Mängel, die uns gegenüber den Amerikanern schaden, bestehen in einer ungeeigneten und häufig zu gewöhnlichen Aufmachung und Verpackung der Waren, in dem prinzipiellen Verkauf an Großhändler und in der Unterstüßung, die der amerikanische Kaufmann bei seinen industriellen Landsleuten findet. Insbesondere hat es die Maschinenindustrie verstanden, Waren herzustellen, die bei gleicher Qualität billiger im Preise sind als die Produkte der Konkurrenzländer. Anstatt nach alter Methode Hunderte von Modellen zu schaffen, und jedes Kunden Wunsch, auch wenn er unberechtigt ist, zu befriedigen, sind von der amerikanischen Maschinenindustrie ganz bestimmte Modelle geschaffen worden, von denen nicht abgewichen wird, und die infolgedessen bedeutend billiger hergestellt werden können, als Maschinen, die nach einem speziell angefertigten Modell gebaut werden. Nach der Lieferung der Maschinen kommt dann der weitere Vorteil hinzu, daß die Fabrikanten und deren Filialen jedes Ersatzstück bei Angabe der Nummer des Modells sofort nachliefern können, während für die deutschen Maschinen wegen ihrer Spezialisierung Ersatzstücke oft überhaupt nicht oder doch erst mit großem Zeitverlust gesandt werden können.

Auf diesem Gebiete also, wie auf allen andern, können wir nichts Besseres tun, als die amerikanischen Arbeitsmethoden so schnell wie möglich anzunehmen und womöglich noch mit deutscher Gründlichkeit zu verbessern. Der erste Schritt zum Erfolg ist immer der, daß man seine Unterlassungssünden einsehen und sein zukünftiges Verhalten danach einrichtet. Ist erst unser Handel im guten Sinne „amerikanisiert,“ dann brauchen wir wirklich nicht zu verzagen, denn in vielen andern Dingen, die auch wichtig für den Welthandel sind, sind wir den Amerikanern überlegen. In absehbarer Zeit werden unsere deutschen Reedereien unerreicht von den Amerikanern dastehen und fortfahren, ein gutes und billiges Bindeglied zwischen Deutschland und überseeischen Ländern zu sein. Die natürlichen Chancen sind also für uns, wenn

wir nur in richtiger Erkenntnis der gesteigerten Anforderungen des modernen Welt-handels auch unser technisches Rüstzeug so vollkommen wie möglich gestalten.

„Der oberste Kriegsherr.“ Wie König Albert von Sachsen in seiner letzten Thronrede unbefangen von der „Reichsregierung“ sprach und damit diesen kurzen bezeichnenden Ausdruck, an dem bisher so mancher Konservative Anstoß nehmen zu müssen glaubte, in die amtliche Sprache einführte, so hat jetzt sein Nachfolger König Georg nach den glänzenden Kaiserparaden von Zeithain und Leipzig zweimal den Kaiser als den „obersten Kriegsherrn,“ nicht nur als den Oberfeldherrn des deutschen Reichsheeres begrüßt und damit dem Bedenken derer ein Ende gemacht, die in diesem Ausdruck eine Art von Herabsetzung des Kontingentsherrn zu sehen meinten. In ihrer Stellung zum Reich sind beide Wettiner geradezu vorbildlich. Übrigens macht der Kaiser eine solche Unterordnung seinen fürstlichen Bundesgenossen gewiß nicht schwer. In seinen Ansprachen bei solchen Gelegenheiten zeigt er ein liebenswürdiges Entgegenkommen, und sein äußeres Verhalten, wie es jeder z. B. von der Leipziger Paradedribüne aus gut beobachten konnte, erschien absolut frei von jeder majestätischen Pose; er sah sehr aufmerksam in die Glieder der defilierenden Truppen hinein, salutierte die Kommandeure und die Fahnen, sprach oft mit dem etwas weiter zurückhaltenden König oder mit einem Offizier in seiner Nähe, lachte gelegentlich, war beweglich und völlig ungezwungen, während sein schönes, dunkelbraunes Pferd wie aus Bronze gegossen dastand. *

Das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm. In den siebziger Jahren äußerte ein optimistischer Rezensent des literarischen Zentralblatts, der einen fertig gewordenen Band des Deutschen Wörterbuchs anzeigte, die frohe Hoffnung, in nicht zu ferner Zeit den Artikel „Gott“ aus Hildebrands Feder lesen zu können. Diese Hoffnung haben wohl viele geteilt, denn es wäre in der Tat ein hoher Genuß gewesen, den feinsinnigsten von allen Fortsetzern des Werkes gerade dieses Wort, dessen Etymon ebenso unerforschlich zu sein scheint, wie das Wesen, das es bezeichnet, behandeln zu sehen; aber die Erfüllung des Wunsches ist uns nicht beschieden gewesen. Seit er ausgesprochen wurde, ist ein volles Vierteljahrhundert ins Land gegangen: Hildebrand ist, lange bevor er das uferlose Meer der Composita mit ge- durchmessen hatte, abgerufen worden, jener Rezensent (der vermutlich mit dem Begründer des großen kritischen Organs identisch war) hat sich ebenfalls schon vor Jahren zur Ruhe gelegt, und wir sind von dem Artikel „Gott“ und von der Vollendung des ganzen Werkes, die die ältere Generation der jetzt lebenden Germanisten schwerlich schauen wird, noch unendlich weit entfernt.

Freilich, wenn man die stattlichen elf Quartanten, die abgeschlossen vorliegen, vor sich sieht und sich sagt, daß die Buchstaben A bis F und H bis R erledigt sind, daß der unermüdlich fleißige Heyne schon bis Sp vorgeedrungen ist, daß das G verhältnismäßig schnell fortschreitet, und daß vom T, V und W ebenfalls schon verschiedene Hefte ausgegeben sind, so könnte man sich der Täuschung hingeben, daß der Rest doch in absehbarer Zeit zu bewältigen sei. Daß dem leider nicht so ist, zeigt ein einfaches Regeldetrieypel. Vergleicht man nämlich den Umfang der neuesten Hefte mit den entsprechenden Spalten des dreibändigen Heynischen Wörterbuchs, so ergibt sich folgendes:

Für die Artikel Getreide bis Gewaltschlag, die bei Heyne einen Raum von 8 Spalten einnehmen, gebraucht der Fortsetzer des G nicht weniger als 4 Hefte; er wird also, wenn er in derselben Ausführlichkeit weiter arbeitet, für den Rest des G (118 Spalten bei Heyne) noch 59 Hefte in Anspruch nehmen. Analoge Berechnungen ergeben für den Rest des S noch 17, für T und U 8, für V 6 und für W bis Z 58 Hefte, zusammen also 148 Hefte, oder da 14 Hefte schon einen recht starken Band geben, 10 Bände. Man sieht also, daß beinahe noch die Hälfte der Arbeit zu tun ist, und daß, wenn jeder von den fünf Gelehrten, die gegen-

wärtig mit der Fortsetzung des Wörterbuchs beschäftigt sind, jährlich zwei Hefte fertig brächte, noch fünfzehn Jahre vergehn würden, ehe die letzte Lieferung ausgegeben werden könnte. Tatsächlich stellt sich aber die Sache noch weit ungünstiger, da nur einer von den fünf, der in lexikalischer Arbeit geübt und durch Assistenten unterstützte Heyne wirklich im Durchschnitt zwei Hefte im Jahre herausbringt, und man überdies den unglaublichen Mißgriff getan hat, die Vollendung des T (das Math. Vexer, als der Tod ihn abrief, nur bis zu dem Worte Todestag gebracht hatte) und die Bearbeitung des U einem zwar nicht kenntnislosen, aber gänzlich unproduktiven Herrn anzuvertrauen, der seit zwanzig Jahren außer unbedeutenden Kleinigkeiten in Zeitschriften nichts publiziert, und obwohl er schon 1895 in den Dienst des Wörterbuchs gestellt worden ist, noch nicht einen einzigen Bogen abgeliefert hat. Somit können wir, wenn nicht Wandel geschafft wird, unsre Hoffnung auf Vollendung des Werkes ad calendas graecas vertagen.

Dies ist eine höchst bedauerliche und für die deutsche Wissenschaft beschämende Sachlage. Denn es tut dringend not, daß der Wortschatz der deutschen Sprache auf einer viel breitem Grundlage, als dies im Grimmschen Werke geschehen ist, von neuem gesammelt und verarbeitet werde. Davon kann aber vor der Vollendung des Wörterbuchs nicht die Rede sein, und es müßte darum alles daran gesetzt werden, es in kürzester Zeit zum Abschluß zu bringen.

Daß nach Jakob Grimms Tode niemand daran gedacht hat, die Fortsetzung des Werks an einem Orte zu zentralisieren, ist bei der damaligen Zerfahrenheit der deutschen Verhältnisse nicht wunderbar. Wohl aber hätte man, als „der neue deutsche Staat das Nationalwerk auf seinen Schoß nahm“ (1868), soviel Einsicht haben sollen, die Arbeit einheitlich zu organisieren, einen (oder zwei) Oberleiter zu bestellen und der Direktion einen Generalsstab von tüchtigen Gelehrten unterzuordnen. Denn nur durch Zentralisation und zugleich durch Arbeitsteilung kann bei solchen Unternehmungen (wie das Beispiel des lateinischen Thesaurus beweist) auch in begrenzter Zeit etwas Tüchtiges geleistet werden. Wie die Dinge jetzt liegen, ist jeder der Fortsetzer des Werks gezwungen, soweit seine eignen und die ihm zur Verfügung gestellten — recht kärglichen — Mittel es erlauben, sich den ganzen lexikalischen Apparat, den er braucht, anzuschaffen; jeder sammelt für sich und nach eigenem Gutdünken, ergeht sich in breitester Ausführlichkeit oder besleißigt sich einer vielleicht noch weniger angebrachten Kürze, und was auf diese Weise zustande kommt, ist alles andre als ein einheitliches Werk.

Daran ist nun leider nichts mehr zu ändern, und jetzt noch eine andre Organisation zu schaffen, ist es zu spät. Denn voraussichtlich wird sich keiner von den Mitarbeitern, die bisher völlig selbständig gewesen sind, einem Oberleiter (und als solcher könnte nur Heyne in Betracht kommen) unterordnen wollen. Aber es gibt doch vielleicht eine Möglichkeit, die Räder des arg verschlammten Mühlwerks in raschere Drehung zu bringen. Man setze durch höhere Dotierung die bewährten Mitarbeiter in den Stand, eine größere Zahl tüchtiger Hilfskräfte anzustellen; wer sich aber hinlänglich als unbrauchbar erwiesen hat, dem sollte man, wenn nicht eigne Erkenntnis es ihm sagt, zu verstehen geben, daß es seine Pflicht sei, das Mandat, dem seine Kräfte nicht gewachsen sind, niederzulegen. Auf diese Weise kann es am Ende doch noch erreicht werden, daß man in etwa zehn Jahren das Gebäude glücklich unter Dach bringt. Wurstelt man aber in der bisherigen Art weiter, so kann es die Welt erleben, daß im Jahre 1952 von unsern Söhnen und Enkeln die Säkularfeier des unvollendeten Grimm begangen wird, während andre Völker, die durch unsern Vorgang angeregt ihren Sprachschatz ebenfalls sammeln, um diese Zeit, obwohl sie weit später angefangen haben, längst fertig sein werden, weil sie die Sache von vornherein praktischer und planvoller angelegt haben.

